

Wenn Migranten ins Pflegealter kommen

Italiener, Spanierinnen, Serben – über Jahrzehnte haben sie in Zürich gearbeitet. Nun sind manche von ihnen pflegebedürftig. Für Spitex und Pflegeheime eine Herausforderung.

Auf der Homepage unterscheidet sich das Angebot von «Spitex 24» nicht von anderen ambulanten Organisationen im Pflege- und Betreuungsbereich. Hilfe beim An- und Auskleiden zählt ebenso zu den gängigen Dienstleistungen wie etwa Bewegungsübungen oder Unterstützung beim Toilettengang. Doch die an der Zürcher Badenerstrasse domizilierte private Spitex-Firma verfügt über Zusatzkompetenzen, die zunehmend gefragt sind. Dazu zählen etwa Sprachkenntnisse des Pflegepersonals in Italienisch, Serbisch, Kroatisch oder Albanisch. Weiter wird Interessierten ein vertrauter Umgang mit fremden kulturellen Verhaltensweisen garantiert. Dass diese Zusatzkompetenzen an Bedeutung gewinnen, hat vor allem einen Grund: In der Schweiz hat sich die Zahl der Migrantinnen und Migranten im AHV-Alter zwischen 1995 und 2010 beinahe verdoppelt.

Als Dusan Popovic im Jahr 2003 «Spitex 24» gründete, betreute er mehrheitlich Schweizer. Das begann sich vor etwa drei oder vier Jahren zu ändern. «Seither ist die Zahl der Kunden mit ausländischer Herkunft deutlich gestiegen», sagt der 55-jährige Geschäftsleiter. Obwohl der gebürtige Serbe aus Bosnien im Gespräch betont, wie wichtig die Schweizer Kundschaft nach wie vor sei, eröffnen ihm die betagten Migranten neue Perspektiven. Denn nicht nur von den Betroffenen selbst nehmen die Anfragen zu, auch Spitäler und Sozialämter wenden sich immer häufiger an ihn. Dies, weil sie auf Menschen treffen, die zu vereinsamen drohen, die nur schlecht über die hiesige gesundheitliche Versorgung im Alter aufgeklärt und des Deutschen zu wenig mächtig sind, um den Ärzten und Psychiatern ihre Leiden zu schildern.

Eine dieser Migrantinnen ist beispielsweise Ana Ardeljan, die seit 1973 in Zürich lebt. Ihr Geld verdient hat die Rumänin, die aus der Vojvodina – einer autonomen Provinz in Serbien – stammt, in der Limmatstadt einst als Zimmermädchen. Zusätzlich hatte sie, um mit dem niedrigen Verdienst aus der Hotelbranche besser über die Runden zu kommen, in Banken geputzt. Nun sitzt sie bei sich zu Hause in Altstetten auf dem Sofa, der Fernseher läuft, ein serbischer Kanal. Die 68-Jährige leidet an schwerer Arthrose, erhöhtem Blutdruck und Diabetes. Nach dem Tod ihres Mannes ist sie zudem in Depressionen verfallen.

Weniger Medikamente nötig

Überaus herzlich begrüsst die Seniorin Dusan Popovic auf Serbisch, als dieser ins kleine und üppig dekorierte Wohnzimmer tritt. Ardeljan ist seit rund zwei Jahren Kundin bei «Spitex 24». Popovic hat es sich inzwischen in einem freien Sessel bequem gemacht, ein Wort ergibt das andere, man lächelt nicht, sondern lacht. Es scheint fast so, als wäre ein alter Bekannter für einen kurzen Schwatz vorbeigekommen. Die Chemie zwischen den beiden stimmt. «Wir Südländer haben alle einen ähnlichen Charakter», wird Popovic später sagen. Immer wieder höre er von seinen Kunden, wie sehr sie die Warmherzigkeit seiner Angestellten, die mehrheitlich aus dem Balkanraum stammten, schätzten. Aber auch ihm ist klar, dass es nicht zuletzt ums Fachliche geht.

Im Fall von Ana Ardeljan beispielsweise waren die Besuche beim Psychiater nur deshalb zielführend, weil die Seniorin ihre Probleme in ihrer Muttersprache schildern konnte und eine Angestellte von «Spitex 24» die Worte übersetzt hatte. Fühlten sich seine Kunden verstanden, habe dies auch positive Auswirkungen auf ihre Gesundheit, sagt Popovic. «Oft können wir die Dosis der Medikamente senken, stellen weniger depressive Verstimmungen fest, oder es gelingt uns, den Betroffenen besser verständlich zu machen, wie der Alltag in einem hiesigen Altersheim aussieht.» Denn staatlichen Institutionen begegneten ältere Migranten prinzipiell misstrauisch, viel eher sei es in ihren Augen selbstverständlich, von den eigenen Kindern gepflegt zu werden – auch wenn diese wegen der beruflichen und familiären Doppelbelastung häufig an Grenzen stiessen.

Doch hätte es nicht an den Migranten gelegen, sich schon vor Jahrzehnten besser zu integrieren, Deutsch zu lernen und sich mit den örtlichen Gepflogenheiten vertraut zu machen? Ana Ardeljan weitert erstaunt die

Augen, sucht den Blickkontakt. Während ihres ganzen Lebens in Zürich habe sie doch nie mit Schweizern, sondern immer mit Italienern zusammengearbeitet. So wurde deren Sprache zu ihrer Lingua franca; am Abend Deutschkurse zu besuchen, lag wegen des Putzens in den Banken nicht drin. Und überhaupt, ihre rudimentären Deutschkenntnisse hätten ihr in all den Jahren gereicht, um sich durchzuschlagen.

Eine ähnliche Sichtweise wie die 68-jährige Rumänin vertreten viele der betagten Migranten, die in der Schweiz nicht eine neue Heimat, sondern Arbeit suchten und nach ihrer Pensionierung planten, wieder in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Tatsächlich getan hat es laut einer Studie von Pro Senectute lediglich ein Drittel, die übrigen sind geblieben – oft aus familiären Gründen, denn die Heimat ihrer Kinder und Enkel ist die Schweiz.

Bessere Integration verpasst

«Dass betagte Migranten ihren Lebensabend vermehrt in der Schweiz verbringen, ist eine Tatsache, und damit müssen wir umgehen lernen», sagt Regine Strittmatter, Geschäftsführerin der Sawia-Stiftung Alterswohnen in Albisrieden. Der Ansatz, diese Menschen nun in Sprach- oder Integrationskurse zu schicken, würde aber ins Leere führen. Viele ältere Migranten hätten schwerwiegende gesundheitliche Probleme – die Diskussion darüber, ob sich die Betroffenen nicht besser hätten integrieren sollen, sei müssig. Im Vordergrund stehe, dass die Betagten ihre Bedürfnisse so formulieren könnten, dass eine angemessene Gesundheitsversorgung sichergestellt werde. Dies gilt es laut Strittmatter sowohl im ambulanten – wie etwa mit der Spitex – als auch im stationären Bereich anzustreben.

Aus diesem Grund hat die Sawia-Stiftung 2006 ihre erste Pflegewohnung für italienische und spanische Migranten aus der Stadt Zürich gegründet. 2008 ist mit «Oasi due» eine weitere hinzugekommen. In den Wohnungen «Oasi» und «Oasi due» geniessen die Bewohner eine mediterrane Küche, kommunizieren in ihrer Muttersprache und leben kulturelle Gewohnheiten aus ihren Heimatländern. Auch im städtischen Pflegezentrum Mattenhof beim Irchelpark sowie im Pflegezentrum Erlenhof im Langstrassenquartier, deren Träger die Diakonie Nidelbad ist, gibt es mediterrane Abteilungen, die nach einem ähnlichen Prinzip funktionieren. Alle drei stationären Einrichtungen verfügen über rund zwanzig Betten, die den Migranten zur Verfügung stehen.

Mit Ausbau zurückhaltend

Wartelisten zeigen, dass durchaus eine höhere Nachfrage bestehen würde, doch die Verantwortlichen sind mit einem Ausbau vorsichtig. «Für die nächsten zehn Jahre ist noch ein Bedarf ausgewiesen, dann wird diese erste Generation der italienischen und spanischen Gastarbeiter allmählich aussterben», sagt Strittmatter. Im Erlen- und Mattenhof sehen die jeweiligen Geschäftsleiter das grösste Problem bei der Rekrutierung des Personals. So sei es schwierig, jemanden zu finden, der beispielsweise Türkisch spricht, um eine Gruppe für diese Sprache zu bilden, sagt Stefan Koller vom Mattenhof.

Im Erlenhof ist man derweil dazu übergegangen, die freien Stellen auch international auszuschreiben. Denn zu den sprachlichen gehören ebenso die transkulturellen Kompetenzen. Dusan Popovic sieht trotz allen Herausforderungen der Zukunft positiv entgegen: «Bis vor wenigen Jahren haben die Behörden der Alterspflege von Migranten kaum Beachtung geschenkt», sagt er. Mittlerweile sei der Handlungsbedarf aber erkannt. Informationsbroschüren in verschiedenen Sprachen und die vermehrte Vermittlung transkultureller Kompetenzen während der Ausbildung seien immerhin ein guter Anfang.